



bingen schnell einmal auf, am fünf Minuten später reumütige Abbitte zu leisten.

Nach liegt es ihm leid, daß er vorhin seiner Gattin gegenüber heftig geworden war. Diese beiden Menschen poßten im Grunde genommen wenig zueinander, hatten sich aber aus Liebe geheiratet und ihre Liebe überdauerte die Zeit und den hinfälligen kleinen Krieg, in dem sie vierfach litten. Frau Eleonore war gewiß eine vortreffliche Gattin und Mutter, doch voller Schwächen und Eigentümlichkeiten, und dabei war das Schlimme, daß diese Schwächen auf ganz anderem Gebiete lagen als jene des Ehegemahls, so daß es niemals an gegenseitigen Heiderieue fehlte. Sie besaß vor allen Dingen etwas, was man heutzutage eigentlich nur noch bei einem gewissen Stamm von Emporkömmlingen findet: einen ausgeprägten Adelstitel, der nicht kränken sollte, zuweilen aber dennoch verleiht. Für die Baronin gab es tatsächlich noch eine schwer zu überbrückende Kluft zwischen Adel und Bürgerthum, einen besonderen Himmel für die mit und ohne „von“, sie hielt das für natürlich und dachte sich nichts weiter dabei. Und diese zeitweilig übertriebene Vornehmtheil, die bei der innerlich in Wahrheit vornehmen und gütigen Frau um so lächerlicher wirkte, ging mit ihrer Neigung zu althergebrachten mütigen Hand in Hand. Die beschützelten Bedenken, die der Baron herbeizog, waren ihr schrecklich, und wenn er sie einmal in behaglicher Selbstzufriedenheit „Mutterchen“ titulirte, konnte sie böse werden. Selbst die Abkürzung ihres kluggeordneten Vornamens Eleonore ärgerte sie; als Max in seiner Studenteneigenschaft das bekannte Lied von der Lore mit nach Hause brachte, war sie außer sich, weil ihr Gatte bei diesem Eingangs behaglich schmunzelte und sie mit klüglichen Mitleiden von der Seite anschaute. Sie hatte ihm schon am Abendmahl verboten, sie Lore zu nennen.

Der Baron öffnete das Fenster und ließ die Lüden vollends auf und klopfte Johann an die Kellertür. Seine Gattin war gleichfalls bereits völlig angekleidet und sah mit ihrem zögnerischen Gesicht und dem weißen Haar, der vollen schweren Gestalt und in ihrer immer geraden Haltung noch recht gut aus. Sie sah vor ihrem kleinen Schredelich am offenen Fenster und blätterte in einem Buche, dessen Bestizter sie so behaglichste, daß sie das Ungewitter von vornhin gänzlich vergeßen zu haben schien.

„Guten Morgen, mein Liebchen“, sagte Lützingen beim Eintritt; „man könnte dich „Guten Morgen“ für eine Dublette halten, oder für mich beginnt der Tag immer erst mit dem Morgenkaff, wofür gilt das Frühstücksbrot auf der Tische nicht. Darf ich fragen, was du so eifrig studierst?“

Er neigte sich über sie und küßte ihre Stirn, was sie sich ruhig gefallen ließ.

„Ich lüchte nach einer Brosche“, entgegnete sie in freundlichem Tone, „und denke dir, da fand ich mein altes Tagebuch wieder, das mir vor zwei Jahren verloren gegangen war. Es hatte sich hinter das Schubfach gesteckt, und wenn ich nicht nach der Brosche gesucht hätte, würde es wahrscheinlich bis zu meinem Tode hinter dem Schubfacke liegen geblieben sein.“

„Und das Buch interessiert dich so sehr, daß du darüber die Frühstücksstunde vergißt?“

„Ja gewiß! Des heißt nein — so schrecklich ist es nicht. Aber doch immerhin interessant. Ich blätterte nur so ein bißchen in dem Tagebuche und da ist mir denn aufgefallen, daß wir heuer wieder ein Heiratsjahr haben.“

„Ja“, sagte der Baron, „sieh einmal an! Ein Heiratsjahr. Was verstellst du darunter, wenn ich fragen darf?“

Frau von Lützingen lächelte.

„Mein Gedächtnis hat wirklich ein bißchen nachgelassen, Eberhard“, meinte sie. „Du sollst dir nicht so viel den Kopf drehen, hat der Arzt gesagt. Ich habe dir die Geschichte mit dem Heiratsjahr doch schon ein paarmal erklärt. Die Großmama — meine — ist zuerst darauf gekommen. Bei den Tempens feiert nach jedem Antritt — Großmama sagte immer Lustum — ein Heiratsjahr wieder.“ Sie nahm von dem niedrigen Aufsatze des Schreibstisches einen der dort liegenden Geheuer Almanache und schlug ihn auf. „Der Gesandtenber ist schon vier Jahre alt“, fuhr sie fort, „aber das schadet nichts. Man hat doch noch eine ganz hübsche Liebesfrist. 1788 heirateten vier Tempens, 1810 drei; dann kommt Hans Carus, Oskar Klipp und Tante Wäschen. 1840 läßt der Eifer nach; da haben nur zwei geheiratet; aber dann kommen 1855 wieder fünf an die Reihe — du und ich sind mit dabei. 1870 ließ sich Better Egon im Felde trauen — mit der kleinen Franziska aus Ranc, die ihm nachher davonzulassen ist; außerdem heiratete Traute Borghoff und Hans Carus der Zwette und in der Spätherbstzeit zu Einundzwanzig der verheiratete Better Bogumil aus Vauer-Kraus. Na, und jetzt schreiben wir 1884!“

Sie schaute trümpfend zu ihrem Gatten empor, der freundlich mit dem Kopfe nickte.

„Ja, ja“, sagte er, „sieh endlich ich mich, daß du mir schon öfters von einem bestimmten Heiratsjahre gesprochen hast. Es ist in der That ein seltsamer Zufall, daß das immer so getlappt hat.“

Die Baronin schlug ihr Tagebuch zu und stellte den Geheuer wieder an seinen Platz.

„Zusatz gibt es nicht, Eberhard“, erwiderte sie. „Es ist alles vorherbestimmt. Paß einmal auf; wir werden auch dieses Jahr zu einer Hochzeit rufen können!“

„Wer weiß?“ entgegnete der Baron. „Die Lützingens sind nicht so ordentliche Menschen wie die Tempens. Sie kümmern sich nicht um das Kultum deiner Großmutter.“

„Das ist noch die Frage! In unseren heiratsfähigen Kindern steht doch auch Tempensches Blut!“

„Gott gebe Gnade, Eleonorechen — du wirst doch die Dittie noch nicht verheiraten wollen! Einen Kindestopf ersten Ranges! Denke mal: die Geschichte mit der Erbdecker. Das ist bezeichnend für sie. Keine Spur von Lebenskraft!“

„Der wird schon kommen. Ich habe einen jungen Leutnant geheiratet, dem ich den Ernst auch erst allmählich aneignen mußte. So etwas lernt sich. Uebrigens stehe ich mich nicht auf Großmamas Heiratsjahr. Man komm' — wir wollen zum Frühstück! Und laß die Erbdecker ruhen. Benedicite hat ihre Straßpredigt ab bekommen. Miß Neßig ist mir auch lieber als eine alte und Würdige. Aber die kleine Trude, Eberhard — denke dir, sie schläft in ledernen Handschuhen und wickelt sich über Nacht Pflasterstropfen in das Haar, damit die Wädhchen bleiben! Götter! du das für möglich gehalten?“

„Nein“, entgegnete Lützingen lächelnd. „Ober doch — sie hat einen kleinen todketten Zug. Das lernen die Wädhchen in den Pensionen. Ich werde die Dittie lieber im Hause behalten.“

„Das dachte ich mir“, erwiderte die Baronin, sich ergebend. „Wenn du etwas anordnest, kann man sicher sein, daß schließlich das Gegentheil erfolgt. Hast du schon daran gedacht, daß wir Max heut' zurückverwahren?“

„Ich habe sogar davon geträumt. Ich freue mich schrecklich auf den Jungen. Der Himmel gebe, daß er unten in Afrika seine Dummheiten vergeßen habe! Wenn nur der Papa nicht gleich wieder mit seinen Vögelchen in Bezug auf Vögelstift heranzückt!“

„Das wird er gewiß. Aber ich werde ihm lassen, er soll vorzüglich sein. Man kann die Gade ja trotzdem im Auge behalten. Das Schlimmste war er nicht. Komm!“

Sie schob ihren Arm unter den des Gatten, und beide stiegen die Treppe hinauf nach dem Gartencafé.

(Fortsetzung folgt.)

### Kopf oben!

Hat auch mit einer herben Geißel  
Ein tiefs Leid dein Herz berührt,  
Und durch die Seiten den scharfen Messel  
Mit seinem Zuchtschnitt geführt —  
Nag dir das Herz auch blutend zu,  
Im Aug' die Träne brennend Rehn!  
Loh nur nicht Kleinmuth dich duden  
Die Kraft, im Sieg durch Leid zu gehn!

Richard Seemann.

### Sie hat keine Zeit.

Von Fanny Künd (Völketsburg).

(Nachdruck verboten.)

Apk. Sie waren eine Reihe von Jahren hindurch Hühnerbarn gewesen und während des Krieges unzerstrenliche Kameraden. Vier Jahre an der Front und seitdem in einer Gefangenschaft, die ihnen mehr Leid als Freude gebracht. Vielleicht als Folge der Auszeichnungen, die ihnen Lot geschickt, welche sie sich bei einer nächsten Patrouille redlich verdient, und auf die sie sich viel zugute taten.

Nach langen, peinlichen, vergeßlichem Harren war dann plötzlich, schneller als beide zu hoffen gewagt, ihr gleichzeitiger Abtransport in die Heimat erfolgt und diese nun, nach mancherlei Schwierigkeiten, endlich erreicht.

Wie das Herz in der Brust hämmert und poßt, als die Türe der Katerstadt aus nebelumflorter Ferne sichtbar wurden!

Rein Lust war über die Lippen beider Wiener gekommen. Schweigend hatten sie nebeneinander gesied, wußend von ihren Gefühlen beherzigt und von ihren teils hoffnungsvollen, teils niederdrückenden Betrachtungen in Anspruch genommen.

Ob es heimlich wirklich so schlimm bestellt war, wie von allen Seiten berichtet worden?

Der Bestimmungsort war erreicht. Die Wädh der Männer spähten lüchend unter der neugierigen Menge und schon im nächsten Augenblick geteilt der eine von ihnen, der ältere Heino, richtigestes die sich Herandrängenden, um die Stelle zu erreichen, an welcher er ein wohlbestanntes und doch ihm fremd gewordenes Gesicht bemerkte.

Langsam folgte ihm der Freund, nachdem er sich überzeugt, daß weder hier noch eins der Kinder gekommen waren, den heimkehrenden Vater zu begrüßen.

„Vor meine Frau trant!“ kam es endlich, nachdem der Jüngere das voranfretende Paar eingeholt hatte, über dessen Lippen.

„Krank? Ke. Nicht die Spur“, gab Heino Frau zurück.

„Sie ist immer man so bißchen anders, als andere Leute. Sie hat keine Zeit.“

Während die vereinten Gatten im raschen Vormarschreiten bemüht waren, ihre ihm überflüssigen Fragen gegenseitig zu beantworten und ihre Erlebnisse auszuatzen, gelang es dem sie begleitenden Nachbar Franz Berg nur schwer, seine sich neu ermachte Unruhe zu meistern. Warum hatte seine Frau keine Zeit? Was bedeutete der unerkennbare Spott in den Worten der Nachbarin?

Erst als er um die letzte Ecke der Vorstadt bog und über das freie Feld hinweg die Straßen der Abendsonne sich in den blauen gepulzten Fensterblenden widerspiegeln sah, genau wie an jenem Abend, als er unter den Klängen der Militärkapelle voller Begeisterung hinausgezogen war, wurde ihm leichter ums Herz.

Und nun öffnete sich die Tür des Hauses und heraus strömten ein Knabe und ein Mädchen im Alter von elf und neun Jahren dem Kommenden entgegen, um ihn juchzend zu empfangen und sich an seinen Hals zu hängen.

„Wo ist die Mutter?“

„Drinnen“, leuete die Antwort.

Er erwartete den Heimgelächter innerhalb des Hauses. Als die Thüre sich hinter den Hausgenossen geschlossen hatte, kam es ganz leise über ihre Lippen: „Gott sei Dank!“

Dann aber füllten heiße Tränen über die todtlassen Wangen der tief erschütterten Frau, und indem sie sich an die Brust des Mannes warf, hammelte sie unter Schlägen:

„Ja! so viel Leid dies große Glück. Die Menschen sollten nicht sehen, wie mir ums Herz ist — um vielleicht darüber zu nicht sehen, was diesem Grabe bin ich lieber dahien gelieben. Und dann wirst du mich lieb und hungrig aber durstig. Da war so vielerlei, was mich abgehalten, dich abzulassen.“

Franz Berg aber sah sich in dem Raum um. Er sah den gedachten Tisch, hörte das Summen des kleinen Neßigs auf der Spirituslampe und der langentzogene Geruch seines Kochgeschirres machte sich seinen Geruchsmerven bemerkbar. „Es ist alles wie sonst, Marie, nur du bist anderer. Du siehst aus, als ob es dir nicht gut gegangen wäre. Du hast Not ausgedanden.“

Der Tränenquell der blauen Frau war rasch versiegt.

„Not? Nein. Aber die fortgehige Angst um dein Leben.“

„Die Unterlichkeit hat nicht gereicht.“

„Aber ich habe verdient. Wir sind nicht zurückgekommen. Im Gegenteil. Es gab viel Arbeit für Frauen, und ich habe meine Zeit gut angewendet. Wenn es dir nur glückt, daß du wieder anfangen kannst. Ich meine nicht dich. Sieh her.“

Sie zog mit diesen Worten ein Heftchen aus ihrer Kleiderkiste und hielt es ausgeklappt ihrem Manne unter die Augen. Nun war der Augenblick gekommen, für den sie gearbeitet und unerschöpfend geschickt, auf den sie sich Tag und Nacht gestreut, wenn Briefe aus dem Felde gekommen waren und sie zwischen den Zeilen ihres Mannes Sorge um die Zukunft gelesen.

„Du hast noch sparen können? So viel?“

„So viel. Genug, um dir ein paar Wochen Ruhe zu gönnen.“

„Ich brauche sie nicht mehr. Nun ist sie in mir.“

„Und ich kann abwarten, bis ich eine Stellung gefunden habe.“

„Sicher nicht, Franz. Ich habe noch meine Stellen und kann alle Tage meine Verdienst erweitern, wenn es sein müßte. Nun arbeite ich für dich und nachher du für mich.“

### Wurft wider Wurft!

Apk. In Breslau lebte vor Jahren ein alter Junggeselle, der Inhaber des größten Alkohengeschäftes war. Ein bekannter Wustalkenhändler kam, um seinen Absatz zu vergrößern, auf den Intratten des Gewanens, ihm, wie vielen anderen Breslauern, unaufgefordert Noten „zur Ansicht“ zu übergeben. Der alte Herr, der gar nicht musikalisch war, und überhaupt kein Instrument zu

seiner Wohnung hatte, die nur aus zwei Zimmern bestand, da er sein Leben in seinem Bureau und in Restaurants hinbrachte, verstaumte, die ihm überbrachten Noten, wie es ein damals geläufiges Redt verlangte, zurückzuführen oder abholen zu lassen; er warf eine Sendung auf die andere, so daß sich in seiner Zimmerecke ein netter Posten angehäuft hatte. — Zu Neujahr erhielt der Alkoholgese eine kostbare Rechnung, die er zu zahlen sich natürlich weigerte. Er wurde verhaftet und mußte zum Gespötte seiner Mitbürger die Rechnung und Gerichtskosten und Anwaltskosten zahlen. — Er baute die Frau zunächst in der Tafel, aber er schmeckt Nache.

Da geschah es, daß vor die Musikantenhandlung eines schönen Mittags, als Geß und Verkäufer zu Tisch und nur zwei Scherlinge im Laden waren, ein Kollenge vorlief und vier tiefsie Kollenge einen viele Zehner schloßen, allen Anseh in dem Geschäft abtuden und vor den Abendlicht hinziehen. Das belogende Begleitfahrende begab, daß der Anseh zur gefälligen Ansicht überhandt worden sei! — Jetzt mußte der geschäftstichtige Musikantenhändler zu seinem Prozeß kommen und himmelhoch dicken, doch blieb den tiefgen Einkunften wieder abholen zu lassen — natürlich gegen Geld und gute Borsel! — Jetzt hatte der alte Herr die Lächer auf seiner Seite!

### Von Wärme und Lust des Wohnzimmers

Is Metallleiter als Holz? — Warum die Welle wärmt. — Wärmeleiter und Kältefüh. — Die Lust als wärmender Mantel. — Der überbelegte Raum. — Vom Gegenlichtzug. — Wie man schädliche Gase durch Wasser absperrt. — Nutzen und Schaden der Ofenklappe.

Behaglich durchwärmt, sitzt die Familie in der wohlgeheizten Stube. Da klingelt es drägen und die Haustür tritt in den Borraum, um zu öffnen, doch als ihre warme Hand die eiskalte Klingelrinde der Haustür berührt, empfindet sie unwillkürlich ein Gefühl des Unbehagens, das bei dem Ansehen der hölzernen Wärmehülle der Stubentür so gut wie gar nicht empfunden wurde. Natürlich, denn Metall rührt sich normaler Weise ja immer kalt an. Woher aber kommt diese Erscheinung? Da sich die Metallrinde im Borraum doch in derselben Lufttemperatur befindet wie die hölzernen Rinne der Stubentür? Würden wir nun aber die Temperatur der beiden Türflinten messen, wären wir noch mehr erstaunt, denn es würde sich zeigen, daß die beiden Rinken die — gleichen Wärmegrade besitzen. Und wenn wir die Temperatur des welchen wollehen Türvorhangs, der sich so lind um die Hand schmiegt, messen wollten, würde auch er dieselbe Wärme aufweisen.

Wie sich das erklären läßt? Eigentlich ganz einfach. Bei der Berührung eines Gegenstandes auf seine Temperatur hin, ist es, vorausgesetzt, daß er weder unendlich erwärmt noch gekühlt ist, immer ausgleichgebend, ob er einen guten oder einen schlechten Wärmeleiter darstellt. Im normalen Zustande wird der betreffende Gegenstand so meist bedeutend wärmer sein als die ihn berührende Hand; ist er nun aber ein schlechter Wärmeleiter, wie der Türvorhang oder auch die Holzrinne, so entzieht er der Hand nur wenig von ihrer Eigenwärme, so daß sie alle die Berührung nicht als kalt empfindet. Die Metallrinde ist aber ein guter Wärmeleiter, der die Wärme der Hand schnell auf sich abzieht, d. h. er entzieht sie ihr, und die Folge davon ist, daß die Hand diese Wärmehinziehung sofort intensiv verspürt. Bei längerer Berührung entzieht das Metall der Hand sogar so viel Wärme, daß es schließlich kälter davon durchwärmt wird. Der Türvorhang dagegen, als schlechter Wärmeleiter, entzieht der Hand so gut wie gar keine Wärme, weil er viel höhere Wärmegrade als die in einer gewöhnlichen Hand enthaltenen besitzen würde, um rasch durchwärmt zu werden. Hier liegt auch des Grund, weshalb ein Wädhelchen immer möglich heiß sein muß. Wären die Wädh und Wädhelche gute Wärmeleiter, so würde schon ein handwarmes Eisen sie schnell durchwärmen und ihre Hälten glätten. Auf der gleichen Eigenschaft, höchste Wärmeleiter zu sein, beruht denn auch die Brauchbarkeit dieser Gewebe als Kältefüh, weil sie, wenn sie die Körperwärme einmal angenommen haben, diese auch nicht so schnell wieder abgeben. Noch besser ist es, wenn die Gewebe, und besonders die, die der Körperhaut unmittelbar anliegen, mehr oder weniger loder gewebt sind, so daß in die Wädh die Luft dringt findet. Die Luft wirkt nämlich dann wie eine Art Schutzmantel, der den Körper umschließt und die Wärme auf einer gleichmäßigen Höhe erhält, indem er sie verhindert, sich nach außen zu verflüchten.

Im kommenden Winter, der uns alle mögliches Wohlstand befürchten läßt, wird die Beschaffung von Wärme in jeder Form noch einer der wichtigsten Tagesfragen werden. Nun die Kunst, sich mit möglichst wenig Mitteln ein gesund durchwärmtes Zimmer